

High Fossility

Der Sound des Lebens

Bearbeitet von
Nadja Klinger

1. Auflage 2014. Buch. 240 S. Hardcover
ISBN 978 3 87134 756 6
Format (B x L): 13,4 x 21 cm

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Nadja Klinger

High Fossility



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



ROWOHLT • BERLIN

1. Auflage März 2014
Copyright © 2014 by
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Abbildungen: privat
Der Name des Chores geht
auf eine Idee von Sigrid Haase zurück.
Alle Rechte vorbehalten
Innengestaltung Joachim Düster
Satz aus der Fleischmann PostScript bei
Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 87134 756 6

INHALT

VORWEG

9

Teil eins

HEIMAT, DAMALS

Geschichte unserer Leben I

13

ANFANGEN

2006 bis 2010

24

Teil zwei

ICH SCHREIE, ICH KANN DAS

August 2011 bis November 2011

53

ICH KANN NICHT SINGEN

November 2011 bis Anfang Februar 2012

85

LIEBER ZU HOCH ALS FALSCH

Februar 2012

118

JEMAND ANDERES SEIN

Geschichte unserer Leben II

134

UND STILLE

März 2012 bis Mai 2012

169

Teil drei

NICHTS WIE NORMALERWEISE

Juni 2012

223

STATT EINES NACHWORTS

Die Stimme, die schweigt und schreibt: meine

231

DANK

239

Für K.

VORWEG

Ich weiß nicht mehr, wann das angefangen hat. Ich hielt mich öfter als bislang vorm Spiegel auf und beobachtete, wie die Versprechungen aus meinem Antlitz verschwanden: feine Äußerlichkeiten der körperlichen Veränderung, die sich mit meinem Befinden nicht deckten. Ich kenne mich länger, als ich wohl noch Zeit mit mir verbringen werde. Habe mir nie Gedanken darüber gemacht, wer ich eigentlich bin, nur nach Wegen gesucht, und die Begabung, sie zu geben, nahm zu.

Wir werden älter, aber nicht alt. Gestörte Wahrnehmung. Das Pfeifen im dunklen Wald. Und mein Spiegelbild fragt: Wer verschwindet da?

Irgendwann stand etwas in der Zeitung: dass sie über sechzig sind, dass manche von ihnen in ihrem Leben kaum gesungen haben, dass sie jetzt ein Chor sein wollen. Schon wieder Fragen: Welche Tonlage hätte ich zu bieten? Habe ich, wenn ich meiner Wege ging, die Stimme verstellt, um durchzukommen? War ich zu leise, weil ich mich fürchtete? Zu laut, um jemanden zu bezwingen? Habe ich das Sprechen gewagt oder mich ins Schweigen geflüchtet?

Noch bin ich nicht so alt wie sie. Aber wenn ich es wäre, würde ich dann einen Ort aufsuchen, an dem sich nicht vertuschen ließe, wer ich geworden bin, was ich unterlassen habe

und dass es zu spät ist, das zu ändern? In den letzten Lebensjahrzehnten schwinden die Fähigkeiten, die man zum Singen braucht. Das verrät das Spiegelbild gewiss nicht.

Ich habe ein Jahr bei den Alten in Berlin-Neukölln verbracht und nach dem Chorkalender gelebt: Probenraum, Bühne, Tonstudio, das waren die verlässlichen Termine. Das Unverlässliche jedoch überzog. Jedes Mal, wenn ein Song absolviert wurde, klang er anders; manche Töne, die der Chorleiter an der Klaviatur aus dem Flügel fischte, gelangten wochenlang nicht in den Gesang; Skepsis triumphierte übers Wohlsein; war eine Aufgabe erledigt, stellte sie sich bald von neuem. Trotzdem kamen alle zur nächsten Probe wieder.

Ich war dabei und wiederum nicht. Das wahrhaftige Dasein: frei davon, auf die Versprechungen des Jungseins zu setzen, ohne den Drang zu verheimlichen, wer ich bin und was ich nicht kann. Ich aber pfeife noch im dunklen Wald.

TEIL · EINS



Use your voice!

PATTI SMITH

HEIMAT, DAMALS

Geschichte unserer Leben I

Ute kam im Februar zur Welt, als die Tage spürbar länger wurden. Langsames Auftauen. Das war im Jahr 1943, es war Krieg, und sie begann zu atmen.

Sie hat sich ihre Zeit nicht ausgesucht, sie hat sich bedient: die unbekümmerten Jahre nicht gezählt, die traurigen mit sich mitgeschleppt. Manche Ereignisse haben ihr so viel Glück beschert, dass sie bis heute davon zehrt. Erfreulicherweise. Denn erst jetzt, im Alter, stellt sich heraus, dass Ute an ihrer Jahreszeit hängt, dass sie eben ein Februarkind ist, eine tatkräftige Person, die dennoch das Frühjahr braucht, die Aussicht auf Licht und Wärme, und dass sie diese Aussicht wohl nicht mehr bekommt.

Ihr Vater starb, da war sie gerade drei Jahre alt. Sie wuchs bei der Großmutter in Görlitz auf. Die Stadt in der niederschlesischen Oberlausitz wurde den Krieg nicht los. Auf der Flucht vor der Roten Armee hatte die Wehrmacht die Brücken über der Neiße gesprengt, der Fluss schoss durch sein breites Bett. Nun wurde er Staatsgrenze; Vertreibung, Verlust, Wehmut – Görlitz war nur noch die Hälfte seiner selbst, die andre Hälfte hieß von jetzt an Zgorelec und gehörte zu Polen. Viele Häuser aus der Spätgotik, dem Barock und der Renaissance, 1944 und 1945

schwer beschädigt, hielten sich aufrecht an den Gassen, durch die Ute zur Chorprobe in den Rathausaal lief. Einmal produzierte der Görlitzer Kinderchor eine Rundfunkaufnahme:

*Unsre Heimat, das sind nicht nur die Städte und
Dörfer.*

Unsre Heimat sind auch all die Bäume im Wald.

*Unsre Heimat ist das Gras auf der Wiese, das Korn auf
dem Feld*

Und die Vögel in der Luft, und die Tiere der Erde

Und die Fische im Fluss sind die Heimat.

Die zarte, aber reißfeste Solostimme war die von Ute. «Und wir lieben die Heimat, die schöne», sang sie im Radio, «und wir schützen sie, weil sie dem Volke gehört, weil sie unserem Volke gehört.»

Dann schickte man sie fort. Ende der fünfziger Jahre. Bald würde es eine weitere Staatsgrenze geben, eine Mauer; Ute sollte die sowjetische Besatzungszone verlassen und zur Mutter nach Westberlin gehen. Sie war vierzehn. Ihr Schulabschluss würde im Westen nicht anerkannt werden. Sie jammerte, flehte, wollte bleiben, studieren, Architektin werden, und überhaupt: Ute und die Großmutter liebten einander über alles. Kaum in Westberlin angekommen, machte die Enkelin darum kehrt und nahm den Weg zurück. Die Zonengrenze war kein Fluss, ein paar Schritte hätten genügt, aber das Leben war drauf und dran, Ute beizubringen, das Kraft und Entschlossenheit allein nicht im-

mer ausreichen. Zwei Volkspolizisten, ein Mädchen, nicht Zeit genug für Gefühle und Argumente. Bei der zweiten Flucht nahm sie das Fahrrad und nur eine leichte Aktentasche als Gepäck, trat kräftig in die Pedale, aber auch diesmal kam sie nicht an den Grenzhütern vorbei.

Das waren sie für Ute, die sechziger Jahre, in denen, was hier erzählt werden wird, seinen Anfang nahm. Sie musste sich mit einer neuen Heimat begnügen. Schon wieder lebte sie in einer geteilten Stadt. Beendete die Schule und suchte, noch nicht einmal volljährig, was alle Erwachsenen brauchen: einen Lebensunterhalt. Sie fand einen Platz bei Siemens am Fließband, man nannte das «im Akkord arbeiten». Mit Musik, mit Singen hatte es nichts zu tun.

*

Mona brach Anfang Juni 1967, mit zwanzig, zum ersten Mal nach Westberlin auf. Sie nahm in Mainz einen billigen Propellerflug für fünfundsechzig Mark und stieg in Tempelhof aus. Die Stadt umarmte sie nicht, stand auf gerissene Weise steif, hatte Haltung, war irgendwie politisch. Offenbar scherte sich niemand um das ordnungsgemäße Arrangement von Äußerlichkeiten. Die Leute waren anders, vom Kragen bis zu den Schuhen, und Mona spürte, dass sie eines Tages hier bei ihnen leben würde.

Gleich am Abend der Anreise geriet sie in eine Demonstration. Sie verließ den Gehweg, ihre Füße setzten auf, Neugierde schob sie weiter voran über den Asphalt, obwohl ringsum gekreischt und geschrien wurde, und sie be-

griff: Das ist Straßenkrieg. Menschen rannten an ihr vorbei und rempelten sie an, sie wich der berittenen Polizei aus, stand zum ersten Mal in ihrem Leben einem Wasserwerfer gegenüber. «Sofort auflösen!», röhnte es aus einem Lautsprecher.

Sie blieb stehen. In einem Schaufenster ihr Spiegelbild, dahinter ein Polizist zu Pferde, der mit dem Knüttel ausholte. Wie ein Stromschlag zuckte die Angst durch ihren Körper, sie schnellte herum und sank auf die Knie: «Bitte nicht! Ich bin nur auf Besuch!» Erst später sollte sie erfahren, dass soeben, an diesem Abend, ein paar Straßen entfernt der Student Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen worden war. «Dann verschwinde!», schrie der bedrohliche Mann auf dem Pferd. «Hau sofort ab!» Und sie rannte.

*

An dem Tag, an dem Mona noch einmal mit dem Schrecken davonkam, war Martin schon seit drei Jahren in der Ausbildung bei der Berliner Polizei. Sein Vater, Oberkommissar in Berlin, war während der Studentenrevolte ständig im Einsatz; und nun gab es einen Toten. Es musste dringend anders ablaufen, wenn Staat und Bürger mit ungleichen Meinungen aufeinandertrafen, doch die paramilitärisch organisierte Polizei hatte keine Erfahrung mit Deeskalation; und es gab auch keine Ideen.

Es gab Martins Vater. Am Protesttag gegen den Vietnamkrieg im Oktober 1967 stand der direkt vor den Studen-

ten, die den Kurfürstendamm blockierten. Ebenfalls ohne Plan, aber denkwürdig klar im Kopf, gebrauchte er das Mikrofon des Einsatzwagens auf ungewöhnliche Weise. Für den Fall, dass die Straße nicht geräumt werde, kündigte er «die Vorführung von Wasserspielen» an, empfahl, «Bademäntel und Badehosen bereitzuhalten»; er verwickelte die Stimme der Staatsmacht in einen lustigen Schlagabtausch mit den Studenten, gab die Spielergebnisse der Bundesliga bekannt und entschuldigte sich dafür, die Lottozahlen nicht parat zu haben. Im Archiv der Berliner Polizeigeschichte heißt es, Martins Vater habe eine dreistündige Unterhaltungsshow gegeben.

Der Sohn hat von ihm einiges mitbekommen. Martin fällt gern schwere Entscheidungen; er weiß, wie und wann man besser ein Spaßvogel ist; er kann sich Mikrophone zunutze machen. Vor allem jedoch ist vieles, was in seinem Leben geschah, durch unsichtbare, aber reißfeste Bänder mit den Zuständen und Ereignissen im Berlin der sechziger Jahre verbunden.

*

Im Sommer 1967 tanzte Elke auf ihrer eigenen Verlobung: auf einer bunten Party im Garten ihrer Eltern unweit der Bahnlinie am Südkreuz in der General-Pape-Straße. Zehn Monate später heiratete sie Martin. Weil sie noch nicht ganz einundzwanzig war, mussten ihre Eltern zustimmen: Das war kein Problem – nicht weil Elke schon jahrelang, schon seit der Schule, mit dem zwei Jahre älteren Martin

zusammen war, nicht weil sie es ernst meinte, sondern weil es bei aller Liebe drum ging, es recht zu machen: weil Liebe ohne Ehe nicht ordnungsgemäß war.

Ein paar Jahre zuvor war das Paar in den Skiurlaub gefahren. Bayerisch Eisenstein direkt an der tschechischen Grenze, eine kleine Pension, der Kuppelparagraph; dem Wirt war es nicht erlaubt, sie in ein und demselben Zimmer unterzubringen. Deshalb hatte Martin sie als Ehepaar angemeldet und mit Elke geübt, beim Grüßen seinen Nachnamen zu nennen. In der Pension hatte sie zum «Guten Tag!» sogar noch ein Lächeln aufgesetzt und dann, gut erzogen, wie sie war, nicht seinen, sondern ihren Namen genannt. Im Abenddunkel bremste ein Polizeiauto vorm Haus. Elke stand starr am Fenster des Doppelzimmers, das der Wirt ihnen – schwerhörig oder mutig, jedenfalls gesetzeswidrig – überlassen hatte. Vor ihrem Mund bewegte sich die Gardine: «Martin, jetzt werden wir alle geholt!»

Ein halbes Jahrhundert später sind Elke und Martin immer noch zusammen. Sie fahren jeden Donnerstag zur Chorprobe und überlegen, ob sie «Forever Young» fürs Repertoire vorschlagen sollten. Bob Dylan. Der hat jahrelang ohne feste Adresse in Manhattan gehaust, bis er Anfang der Sechziger durch einen Plattenvertrag zu Geld kam und sich eine Wohnung in Greenwich Village nahm, doch seine Freunde hinderten ihn daran, mit dem minderjährigen Mädchen einzuziehen, das er liebte, weil das ein Vergehen war, das zur Anklage reichte.

*May you grow up to be righteous,
May you grow up to be true,
May you always know the truth
And see the lights surrounding you.*

Das sang Dylan ein paar Jahre später.

*May you always be courageous,
Stand upright and be strong,
May you stay forever young!*

*

Marianne landete Ende der sechziger Jahre in der Sozialamtskanzlei des Karlsruher Rathauses. Der Vater hatte eine Ausbildung zur Bürofachhilfin besorgt. Sie war mit klassischer Musik aufgewachsen, mit Bach, Brahms, Beethoven und Chopin, mit einer großen Sammlung Schellackplatten; und mit Liebe. Die Eltern hatten dran festgehalten, dass ihre Tochter genau so viel wert war wie andere Kinder: wie die, bei denen die Zensuren stimmten. In der Schule jedoch hatte der Lehrer andere Tatsachen geschaffen. Rechts hatten seine Besten gesessen, denen in der Mitte hatte er hin und wieder das Wort erteilt, links war Marianne untergekommen. «Mit euch rede ich nicht», hatte er in ihre Richtung gehöhnt, «ihr seid die Schwachstromabteilung.»

Nun lernte sie an der Schreibmaschine, bekam jeden Monat dreihundertsechzig Mark Lohn, nach zwei Jahren

hatte sie einen Beruf und packte die Koffer für Berlin. Sie war nicht auf der Flucht, sondern reiste zum Angestelltenaustausch mit dem Senat und nahm die Gewissheit mit, jederzeit in ein gutes Zuhause zurückkehren zu können. Nach einem Vierteljahr ersuchte sie drum, ihren Aufenthalt verlängern zu dürfen, noch ein Vierteljahr später wandten sich die Kollegen an sie. Marianne aus der Karlsruher Schwachstromabteilung war so gut, dass man sie bat, ihren Arbeitsplatz in Berlin nicht mehr zu verlassen.

*

Auch Bernd wurde im Rathaus ausgebildet: in Berlin-Neukölln. «Rudi Dutschke!» und «Demokratie auch für Auszubildende!»

Bernd war Juso, dann half er, eine linke ÖTV-Jugend aufzubauen; die Achtundsechziger-Bewegung brachte ihn auf Trab. Er hingte sich an einen Arbeitskollegen, wenn der zum Diskutieren zur APO-Gruppe ging, nahm an Schulungen teil, an Demos, er agitierte, mischte sich in Gespräche ein, redete über antiautoritäre Erziehung. Weil er vorhatte, an der Neuköllner Maidemonstration teilzunehmen, sperrten die Eltern ihn in sein Zimmer ein. Bislang war Bernd nie besonders mutig gewesen und würde es auch später nicht sein, damals aber sprang er auf der Flucht vor Bevormundung mit der roten Fahne aus dem Fenster.

*

Ursula fand zu Karl Marx. Und zu anderen Männern. Sie trugen zum Beispiel diese Namen: Lenin, Hofmann, Korsch, Marcuse. Sie waren ein Revolutionär, ein Sozialökonom, zwei Sozialphilosophen und schrieben über Kommunismus, Sozialismus, Sozialökonomie und Arbeiterbewegung. Ihre Bücher standen auf der endlos langen Literaturliste, die Rudi Dutschke den Revolutionären empfahl. Ursula saß in Gießen und arbeitete diese Liste ab, um die Aufnahmeprüfung des SDS zu bestehen. Sie hatte Ausdauer, unter anderem; vor allem hatte sie sich längst entschieden. Als Kinder hatten sie und ihre Zwillingsschwester im Hafenviertel von Hamburg genug gehungert und gefroren. Auf der Suche danach, welche Chancen ein Mädchen in den Nachkriegsjahrzehnten in Sankt Pauli hatte, kamen sie nur zu dieser Erkenntnis: Es konnte Prostituierte werden. Sie beschlossen, diese Chance nicht zu nutzen, sondern unbedingt eine andere. Ursula war neunzehn, da stand ein smarterer junger Mann an dem Lebensweg, den sie selbstsicher eingeschlagen hatte. Er warf ein Auge auf sie. «Mich zu verlieben, das habe ich nicht zugelassen. Mein Plan sah nicht vor, mich abhängig zu machen, ich wollte eine emanzipierte Frau werden», sagt sie heute. Sie ist weitergegangen, damals, und dort angekommen, wo sie hinwollte. Und der junge Mann war Paul McCartney.

Im Jahr 1962 verbrachte Ursula jeden zweiten Abend im Star-Club an der Großen Freiheit in Sankt Pauli. Auf der Bühne standen die Beatles, vier niedliche Briten mit dünnen Beinen und schneeweißer Haut. In den Musik-

pausen stiegen sie von der Bühne und gesellten sich zu den Tanzenden. Sie waren nett, sie sofften, sie schluckten Zeug, das sie wach hielt; sie kamen aus Liverpool, das war auch eine graue Hafenstadt, und das Leben, das die Hamburger Mädchen und Jungen führten, war ihnen nicht unbekannt. Sie steckten in Jacketts und sahen genau so verkleidet aus wie Ursula, die ihre bescheidene Kindheit mit Vogelnesthochsteckfrisur, Tulpenrock und kariertem, kragenlosem Jäckchen verscheuchte. Zu Weihnachten schenkten sie und ihre Freunde den Beatles bunte Teller. Auf jedem stand eine Bierflasche, drum herum lagen Kekse.

John war der netteste der vier Jungen und der Ansager in der Band; Ringo war so dünn, dass sie fürchteten, er werde eines Abends auf der Bühne wie ein Halm einfach knicken; Ursulas Schwester schwärmte für den kindlichen George; sie selbst stand mit Paul auf der Tanzfläche rum. Hin und wieder gingen die Zwillinge mit den Beatles in Sankt Pauli Kartoffelpuffer essen. Sie alberten zu sechst rum. Die Mädchen verstanden nicht viel von dem, was die Jungen sagten, und wagten nicht, mit Hilfe des komisch klingenden Englisch, das man ihnen in der Schule beigebracht hatte, nachzufragen. Sie schoben Ringo immer ein paar Bissen mehr unter, sie genossen die Leichtigkeit, die das Dasein mit den Melodien der Beatles angenommen hatte, obgleich die Zeit, da sie mit den Rolling Stones eine rockigere Gangart einschlagen würden, schon spürbar vor ihnen lag; und eines Tages bekam Ursula beim Kartoffelpufferessen ein Foto zugesteckt. Als die Band kurz darauf die

Stadt verließ, schrieb sie mit dem Kugelschreiber über die Köpfe der abgebildeten Jungen deren Vornamen. Sie fürchtete, sie zu vergessen. Auf der Rückseite stand: «To Ursula, love from Paul.»